

Mainzer Manifest – Reaktionen

Ausrisse aus dem *Schlesischen Gottesfreund*, März 2026, S. 32-34

MAINZER MANIFEST – REAKTIONEN

Wir freuen uns über Rückmeldungen zum Manifest. Die Liste der Unterschriften finden Sie auf unserer Website unter <https://www.evangelisches-schlesien.de/aktuelles>. Unmittelbar nach Veröffentlichung haben auch Altbischof Klaus Wollenweber, Bonn und Volker Bandmann MdB a.D., Görlitz ihre Unterstützung des Manifestes erklärt. Die Kulturstiftung der Vertriebenen hat auf Instagramm und Facebook über das Manifest berichtet. Die Nachrichtenagentur IDEA berichtete in einer Pressemitteilung. Die Kirchliche Wochenzeitung Die Kirche plant ein Interview. Eventuell wird auch der Deutschlandfunk in seiner Sendung Tag für Tag auf das Manifest eingehen. Nachstehend dokumentieren wir erste schriftliche Reaktionen. Wir hoffen, Sie regen zu weiteren Kommentaren und weiterführenden Kritiken und Anregungen an.

Es freut mich sehr, dass beide Kirchen dieses Manifest gemeinsam verabschiedet haben und dafür im Namen unseres Landesverbandes der Vertriebenen und Spätaussiedler im Freistaat Sachsen ebenfalls vielen Dank.

Es ist gut zu wissen, dass wir in beiden großen Kirchen Verbündete und Partner haben und darauf aufbauen können. In diesem Sinne freuen wir uns und ich natürlich auch persönlich auf eine weiterhin gute Zusammenarbeit.

Frank Hirche MdL a.D.

Vorsitzender des Landesverbandes der Vertriebenen und Spätaussiedler im Freistaat Sachsen/Schlesische Lausitz

— Schlesischer Gottesfreund 03/2026 —

„Nur wer weiß, woher er kommt, weiß, wohin er geht“ - die Worte des ersten Bundespräsidenten der BRD Theodor Heuss gingen mir beim Lesen des Textes, der auf der Tagung evangelischer und katholischer Schlesier in Mainz entstand, durch den Kopf. In gewinnbringender Weise sind dort die gemachten Erfahrungen der Vergangenheit und Gegenwart in einen Kontext der Zukunftsgestaltung gestellt worden. Der Zusammenhang von der Benennung von Unrecht, der aktiven Gestaltung der Zukunft und der dem zugrundeliegenden Kraftquellen darf Hoffnung geben, die aktuellen Herausforderungen in einem anderen Licht zu sehen und macht Mut, den Weg nach vorn gestalterisch anzugehen. Ich bin dankbar für die gemeinsame Äußerung der Tagung, die Ausdruck des fruchtbaren schlesischen Erbes für unsere Region und weit darüber hinaus ist.

Superintendent Daniel Schmidt
Ev. Kirchenkreis Schlesische Oberlausitz

Ich danke für die Information und das Engagement lieber Herr Herche. Ich habe das Manifest gern und mit Interesse gelesen und halte es für eine gute Sache, Haltung zu zeigen und im öffentlichen Disput mitzuwirken. Den nachfolgenden Absatz halte aber für zu sehr vereinfacht und damit nicht zielführend: „Vertriebene konnten sich dort besonders gut einleben, wo ihre Sprache, Kultur und religiöse Prägung geachtet wurden. Daraus ziehen wir eine Konsequenz für heute: Menschen, die aus anderen Ländern und Kulturen zu uns kommen, sollen nicht „wie wir“ werden müssen. Wir achten ihre Eigenart und geben ihnen Raum, sich mit ihren Fähigkeiten und Erfahrungen zum Wohl unserer Gesellschaft einzubringen.“

M. E. fühlen sich viele Vertriebene und auch andere Menschen so nicht mitgenommen. Die verknappte Formulierung weist nicht darauf hin, dass die Vertriebenen Deutsche waren, mithin Sprache, Kultur und religiöse Prägung der Aufnahmegesellschaft entsprachen, auch wenn es natürlich deutliche regionale Prägungen und – durch den Krieg und seine umfassenden politischen wie auch wirtschaftlichen Folgen – zum Teil auch anfangs Ablehnung gab. Sie waren auch Vertriebene durch Krieg und mussten ihre Heimat zwangsweise aufgeben; insofern gibt es Parallelen aber auch Unterschiede zu heutigen Migranten, weil der Begriff Migration alle einschließt (Kriegsflüchtlinge, Arbeitsmigranten, Migration aus Umweltgründen, Migration, um bessere Lebensbedingungen zu erreichen usw.) und damit für eine differenzierte Betrachtung/Lösung zu groß ist. Zudem fehlt die Herausstellung des Integrationswillens – die 14 Millionen Flüchtlinge und Heimatvertriebenen mussten (alle mussten mitarbeiten, es gab keine ausgeprägten staatlichen Leistungen, wiewohl unser Solidarsystem heute zu begrüßen ist) und haben unser Land entscheidend mitgestaltet und erfolgreich gemacht, wie auch die späteren Migranten (z. B. die Spätaussiedler). Selbstverständlich müssen Menschen, „die aus anderen Ländern und Kulturen

zu uns kommen ... nicht „wie wir“ werden“; doch indem wir „ihre Eigenart [achten] und ihnen Raum [geben], sich mit ihren Fähigkeiten und Erfahrungen zum Wohl unserer Gesellschaft einzubringen“, müssen wir auch erwarten dürfen und dies zum Ausdruck bringen, dass sie die Sprache, Kultur und Prägung wie auch die Rechtsprägung der Aufnahmegesellschaft ebenso achten. Integration ist ein beidseitiger Prozess, der dann erfolgreich ist, wenn er die Aufnahmegesellschaft, wegen derer Ausstrahlung man diese wählt, auch stärkt.

Dr. Jens Baumann
Beauftragter für Vertriebene und Spätaussiedler
des Freistaates Sachsen

Haben Sie und alle Beteiligten herzlichen und großen Dank für das couragierte und wichtige Manifest, dass Sie miteinander in Mainz auf den Weg gebracht haben.

Die darin enthaltenen Erfahrungen, weiterführenden Gedanken und ja auch Ermahnungen halte ich für wesentlich und werde Sie auch im Gespräch der geistlichen Leitung in der EKBO platzieren.

Gerade gestern hatten wir bei der Brückepreisverleihung an Herrn Gauck Gelegenheit, über die Brisanz der Erfahrungen von Flucht, Vertreibung und die „Gelingensbedingungen“ für Versöhnung in den gegenwärtigen geopolitischen und dann immer auch lokalen Herausforderungen zu hören und zu sprechen. Dringend nötig.

Also, vielen Dank. Ich bin gespannt, ob und wie sich evtl. auch etwas daraus „Handfestes“ entwickelt.

Generalsuperintendentin Theresa Rinecker
Sprengel Görlitz

Das Mainzer Manifest enthält eine Reihe zustimmungsfähiger Aussagen: das langsame Verschwinden der sog. Erlebnisgeneration, die bleibende Notwendigkeit des Erinnerns an das Unrecht der Vertreibung, die Wiederaufbauleistung der Ostvertriebenen in den Auffanggebieten, die vielerorts erfahrene Ablehnung durch die alteingesessene Bevölkerung, die Tabuisierung der Vertreibung in der DDR, die besonders in den konfessionellen Vertriebenenverbänden praktizierte Vergebungs- und Versöhnungsbereitschaft usw. Das alles ist freilich nicht neu, sondern hinlänglich bekannt und oft beschrieben worden.

Deshalb erweckt das Mainzer Manifest den Eindruck, wenig Neues zu bieten. Wo man es versucht hat, ist es nicht immer treffsicher gelungen. Als besonders unpassend empfinde ich den Teil „Integration und Assimilation“. Dort werden die kulturellen und religiösen Eigenarten der heute zu uns kommenden Menschen und die daraus erwachsenen Differenzen zur aufnehmenden Gesellschaft massiv unterschätzt, wenn man sie mit den spezifischen Prägungen der Vertriebenen in einen vergleichbaren Zusammenhang stellt. Die weiterhin in Prolog und Schlußteil benannten ak-

tuellen Gefahren von Gewaltherrschaft und Krieg und der daraus abgeleitete Appell, „sich im Großen wie im Kleinen für Frieden einzusetzen“, sind weder als Vermächtnis noch als Richtschnur für die zukünftige Arbeit christlicher Schlesier zureichend. Es fehlt dem Papier, und das ist wohl seine größte Schwachstelle, eine brauchbare spezifisch schlesische Zukunftsvision, die auf der im Manifest selbst konstatierten Versöhnung aufbaut.

Wo diese seit geraumer Zeit gelebt wird, und das ist inzwischen vielerorts der Fall, sollten nun die Konsequenzen daraus gezogen werden. Versöhnung zwischen den Völkern mag eine „bleibende Aufgabe“ sein, darf aber nicht das Endstadium bezüglich Schlesiens markieren.

Der folgerichtige nächste Schritt bestünde meiner Ansicht nach im Bemühen um die Herstellung einer gemeinsamen schlesischen Identität zwischen den ausgetriebenen Schlesiern und ihren Nachkommen, den Schlesiern in der Oberlausitz, den Resten der deutschen Minderheit und den polnischen „Neu“-Schlesiern. Davon ausgehend, müßte man dann nach dem spezifischen Beitrag der konfessionellen Zusammenschlüsse fragen. Ich kann das hier nur schlagwortartig andeuten. Persönlich möchte ich den Ausgangspunkt bei dem schönen schlesischen Wort „getuppelt“ (gedoppelt) nehmen, das das Wesen des Schlesiers treffend beschreibt und in der heimatlichen Redensart „ju, ju; nee, nee“ beispielhaft zum Ausdruck kommt. Gerhart Hauptmann greift das Getuppeltsein in „Schluck und Jau“ auf. So hat es Eingang in die Weltliteratur gefunden.

Aus der Perspektive des Getuppeltseins ließen sich meines Erachtens nach auch deutsch-polnische Gegensätzlichkeiten fruchtbar in die schlesische Identität integrieren. Christliche Anknüpfungspunkte, gegenwartsübergreifend verstanden, gäbe es hinreichend. Man denke nur an die zwei Kirchtürme, die man heute noch in vielen Dörfern Schlesiens findet und die von der Bikonfessionalität zeugen. Zur getupelten schlesischen Identität gehören aber konfessionsübergreifend auch Mystik (Angelus Silesius, Jakob

Böhme) und Romantik (Eichendorff, Schleiermacher) einerseits sowie Rationalität (Christian Wolff, geb. in Breslau) und Orthodoxie (z. B. Böhmes Widerpart in Görlitz Georg Richter oder die in Schlesien entstandenen Altlutheraner) andererseits.

Das Getuppeltsein schließt natürlich auch die nationalen Unterschiede innerhalb einer Konfession ein (polnisches Luthertum – preußische Union; national orientierter polnischer Katholizismus – deutscher Katholizismus mit nationalen Vorbehalten, s. z. B. Kardinal Bertram).

So ist also das Getuppeltsein vielschichtig. Es bringt spezifisch Schlesisches hervor – Trennendes, das zu einem Ganzen geformt sein will (wie in der Seele des einzelnen Schlesiers). In diesem Zusammenhang lohnt auch ein Blick auf unsere Friedens-, Gnaden- und Bethauskirchen. Sie stehen historisch für die protestantische Seite des Getuppeltseins, dienen aber heute teilweise (eingedenk ihrer Geschichte) der katholischen Seite.

Das eröffnet die Frage nach dem, was das Getupelte umgreifen und zu einer Einheit zusammenführen kann. Der Christ denkt hier naturgemäß zunächst an den überkonfessionellen und transnationalen Glauben. Da aber auch er ein Erdenbürger ist, wirkt auch bei ihm das Erdhafte, der Heimatboden also, einheitsstiftend. Im Wolfenbütteler Memorandum aus dem Jahre 2020 haben wir Ostriesengebirgler den Gedanken entwickelt, daß die gemeinsame Liebe zu einem Stück dieser Welt verbindenden Charakter trägt und daß umgekehrt dieses Stück Welt auch die Menschen prägt, die es lieben, und sie so zusammenführt.

Hier konnte ich nur einen möglichen Ansatzpunkt skizzieren, der im schlesischen Wesen wurzelt und für die Entwicklung einer gemeinsamen Identität aller Schlesier bedeutsam sein könnte.

Lic. Dirk Carolus Metzger, Landesvorsitzender der Landsmannschaft Schlesien Berlin-Mark Brandenburg und 1. Vorsitzender des Arbeitskreises Landeshut

Glosse

Botschaft zwischen Wort und Sinn

Mainz/Görlitz. 80 Jahre nach Flucht und Vertreibung aus Schlesien trafen sich am 31. Januar und 1. Februar über 60 Vertreter des Heimatwerks Schlesischer Katholiken und der Gemeinschaft evangelischer Schlesier mit Sitz in Görlitz zur gemeinsamen Tagung in Mainz. Thema war das Ankommen der Flüchtlinge und Vertriebenen 1946, der Austausch von Erfahrungen zwischen Zeitzeugen und nachfolgenden Generationen. Das sogenannte Mainzer Manifest sollte nun Erinnerung bündeln und zugleich auf die Verantwortung von Kirche, Politik und Gesellschaft hinweisen. Doch bei genauerer Betrachtung entpuppt sich die Erklärung als widersprüchlich und wenig konkret.

„Nur wenn wir Unrecht als solches benennen, werden wir Verständigung erreichen“, heißt es etwa. Der Satz liest sich wie ein programmatischer Auftakt, doch es bleibt unklar, auf wen er sich bezieht und wer das Unrecht bisher nicht benannt haben soll. Denn das Manifest nennt keine Täter, keine politischen oder gesellschaftlichen Akteure, die Flucht und Vertreibung verschleierte oder leugnete – ein Appell ins Leere.

„Die Geschichte der Geflüchteten und Vertriebenen aus Schlesien ist eine Geschichte von Leid und Verlust – aber ebenso von Mut, Glaube, Neubeginn und großer Gestaltungskraft.“ Engagement der Betroffenen wird also gewürdigt, doch die konkreten historischen Konflikte verschwimmen. Mut und Neubeginn werden beschworen, konkrete Beispiele oder Kontroversen fehlen.

„Wir ermutigen dazu, die An-

gebote der Kirchen wahrzunehmen und aus den geistlichen Quellen zu schöpfen und sich zu stärken“, lesen wir an anderer Stelle. Die Rolle der Kirche wird hervorgehoben, doch die Formulierung im Passiv wirkt wie ein Kniefall vor allgemeinen Appellen: Wer genau soll sich stärken, und wogegen?

Doch es geht noch diffuser: „Menschen, die aus anderen Ländern und Kulturen zu uns kommen, sollen nicht ‚wie wir‘ werden müssen.“ ‚Integration statt Assimilation‘ bleibt in den bloßen Wünschen gescheiterter Zuwanderungspolitik hängen. Hier ist der Kotau vor der Kirche finanzierenden Politik am deutlichsten. Das Manifest möchte eine Grundsatzerklärung sein, kann es aufgrund fehlenden Mutes und intellektueller Ungenauigkeit jedoch nicht sein: verdrückt, unspezifisch, gelegentlich unfreiwillig komisch. Es beschwört Appelle, ohne Adressaten zu benennen, es fordert Versöhnung, ohne Verantwortliche zu nennen, und es streift Integration, ohne Beispiele zu geben.

Und was mich am meisten schmerzt: Das Manifest stellt die faktische Masse von Wirtschaftsflüchtlingen aus anderen, schwer integrierbaren, ja zuvorderst offen antichristlichen Kulturräumen auf die gleiche Ebene wie eine erzwungene Vertreibung von Landsleuten aus einem annektierten Teil ihres eigenen Landes in einen anderen Teil der gleichen Nation. Das wirkt vielmehr wie eine neuerliche Vertreibung und weiterer Beitrag, den eine Nachwelt ebenso in diesem Mangel dereinst zu heilen hat.

Till Scholtz-Knobloch

WEITERE REAKTIONEN AUF DAS MAINZER MANIFEST

katholischer und evangelischer Schlesier vom 1. Februar 2026

Altbürgermeister Dr. Ekkehard Knobloch aus Gauting würdigt in seiner Mail: „eine bemerkenswerte Aufbruchstimmung. Beispielhaft seien hierfür benannt ... die Gewinnung neuer und vor allem jüngerer Mitglieder gemäß den Geburtstagslisten im „Gottesfreund“ und zuletzt durch die Intensivierung der ökumenischen Begegnungen mit dem hoch bedeutsamen „Mainzer Manifest“ als ein absoluter Höhepunkt.“

Unterstützung für das Manifest bekundeten auch Herr Arndt von Gregory (Solingen), Frau Veronika Bode, MdL (Helmstedt), Herr Harald F. Wenske (Markersdorf) und Pfarrer i.R. Martin Vogel (Essen).

Der Niederschlesische Kurier kommentierte den Inhalt des Mainzer Manifestes in seiner Ausgabe vom 21. Februar 2026 in einer „Glosse“:

<https://www.alles-lausitz.de/epaper/KW08/Goerlitz.pdf>.

Daraufhin antwortete Generalsuperintendent i.R. Martin Herche in einem Leserbrief: „Wir freuen uns, wenn unser Manifest in der Öffentlichkeit wahrgenommen wird. Danke, dass Sie dazu beitragen. Wir erfahren vielfache Zustimmung und Unterstützung, aber auch, wie von Ihnen, kritische Rückmeldungen, die zu einem lebendigen Dialog über die Bedeutung des schlesischen Erbes für Gegenwart und Zukunft beitragen.“

Allerdings unterstellen Sie uns einen Kotau vor der die Kirche finanzierenden Politik. Wieso sollten wir? Unsere gemeinnützigen Vereine sind unabhängig und nur der Zweckbestimmung Ihrer Satzungen verpflichtet. Als einer der Mitautoren kann ich Ihnen versichern: Unser Manifest ist weder aus Rücksicht gegenüber den Kirchen noch in Abhängigkeit von Politikern entstanden, sondern aus Verantwortung: gegenüber der Geschichte, gegenüber den Zeitzeuginnen und Zeitzeugen und gegenüber einer Gesellschaft, die wir bedroht sehen, von den Fliehkräften der Flucht-, Migrations- und Vertreibungsthematik zerrissen zu werden.*

Dafür haben wir eine Sprache gewählt, die verbindet statt spaltet. Sie ist kein Zeichen von Unterwürfigkeit, sondern von Haltung. Nicht nur am Rande sei aber auch vermerkt, dass es im Mainzer Manifest katholischer und evangelischer Schlesier nicht um eine Gleichstellung der Geflüchteten und Vertriebenen von damals und von heute geht, wohl aber darum, dass die damaligen Erfahrungen für unsere heutige gesellschaftliche Situation hilfreich sein können. Ich wünsche uns, dass dieser Impuls nicht auf eine reflexhafte Abwehr stößt, sondern zu einem konstruktiven Gespräch darüber führt, was die damaligen Erfahrungen konkret zum Besten unseres Landes heute austragen können.“

* Eine im alten China übliche Unterwürfigkeitsgeste, in Form einer in kniender Haltung ausgeführten tiefen Verbeugung. ◀

WEITERE REAKTION AUF DAS MAINZER MANIFEST

katholischer und evangelischer Schlesier vom 1. Februar 2026

Liebe Redaktion!

Das „Mainzer Manifest“ ist für mich in dieser Form nicht unterstützungswürdig.

Viele der Aussagen klingen gut, sind ehrlich gemeint, doch es mangelt ihnen an Substanz und wirklichen Visionen. Beim Lesen kamen mir viele Textbausteine irgendwie bekannt vor.

Mir fehlen u.a. kritische Anmerkungen zur Versöhnungsbereitschaft der polnischen und tschechischen Führung (unter „Kränkungen benennen und heilen“). Viele Betroffene warten darauf. Ich denke da immer an die Worte meiner Mutter, die nie ihren Frieden mit dem erlittenen Unrecht machen konnte. „Wir haben uns hunderte Male entschuldigt, obwohl wir alles verloren. Eine entsprechende Geste der anderen Seite habe ich nicht erhalten. Eine einseitige Versöhnung hat keinen Wert.“ Mit ausgewogenen Worten hätte dieser Teil gut in das Papier gepaßt.

Den Absatz „Integration statt Assimilation“ kritisiere ich besonders stark. Ich sehe darin erneut einen Versuch, das Schicksal deutscher Heimatvertriebener mit den heutigen Migranten gleichzusetzen. Die Menschen, die aus an-

deren Ländern und Kulturen zu uns kommen sollen nicht werden müssen „wie wir“. Sollen sie sich also benehmen können, wie sie wollen? Brauchen sie unsere Sprache nicht zu lernen, unsere Werte nicht anzuerkennen, wollen wir Parallelgesellschaften? Menschen, die hier bei uns alle Vorteile erhalten, sollten sich auch an die grundsätzlichen Regeln des Aufnahmelandes halten. Dieser Absatz des „Mainzer Manifestes“ ist ein unnützes Zugeständnis an den Zeitgeist. Hier wurde ein heikles gesellschaftliches Thema schlicht geschönt.

Ich kann mich der Meinung von Lic. Dirk Carolus Metzger nur anschließen, dem eine starke schlesische Komponente im Dokument fehlt. Seine Meinung und seine Vorschläge zum „Mainzer Manifest“ haben die nötige Substanz. Vielleicht kann man seine Gedanken in eine Neufassung einfließen lassen. „Nie wieder Gewaltherrschaft und Krieg“ – die Schlußfolgerung ist trotz ihrer ständigen Aktualität kein brauchbarer neuer Leitsatz. Viele politischen Akteure aller Farben nutzen diese Worte bei Aufrufen und Demonstrationen. Deshalb fehlt ihnen die nötige Kraft. Ich wünschte mir hier ein Vermächtnis mit schlesischem Bezug.

Friedemann Scholz ◀



Gemeinschaft
evangelischer Schlesier
(Hilfskomitee) e.V.

Heimatwerk
Schlesischer
Katholiken e.V.



WEITERFÜHRENDE 80 Jahre Flucht und Vertreibung aus Schlesien Mainzer Manifest katholischer und evangelischer Schlesier AUF DAS MAINZER MANIFEST

Unsere Enkel - Urenkel einer echten Schlesierin - lieben das Feuer. Wenn es in der Feuerschale brennt, legen sie immer wieder Holzstücke nach und freuen sich, wenn die Flammen lodern.

Für mich ist das Mainzer Manifest die schlesische Feuerschale. An ihr haben sich in den letzten Wochen und Monaten viele Menschen eingefunden, Befürworter und Kritiker. Das Manifest erfährt eine erfreuliche, differenzierte und impulsgebende Resonanz. - Das schlesische Feuer ist auch 80 Jahre nach Flucht und Vertreibung nicht erloschen. Es findet neue Nahrung im Vermächtnis der Erlebnissgeneration. Es lodert heller, wenn Schlesien in Kirche und Gesellschaft wieder an Bedeutung gewinnt.

Ich lege nun drei „Scheite in die Feuerschale“. Sie liegen mir besonders am Herzen.

1. Versöhnung

Nachdenklich macht mich die Kritik am Abschnitt zur Versöhnung. Doch trotz aller Kritik: ich will das Wort nicht aufgeben. Es ist für mich Ausdruck eines kostbaren, überhaupt nicht selbstverständlichen Geschehens. Als Nachgeborener habe ich große Hochachtung davor, dass Menschen der Erlebnissgeneration von Flucht und Vertreibung aus Schlesien durch persönliche Kontakte und gegenseitige Besuche zu den heute in ihrer Heimat Lebenden, durch Hilfsprojekte und Partnerschaften zu Kirchengemeinden und Kommunen, Bildungseinrichtungen und Kulturschaffenden zu einem guten nachbarschaftlichen Verhältnis von Deutschen und Polen beigetragen haben und beitragen. Dass das alles andere als einfach war, zeigen die kritischen Reaktionen, die damals auf den Brief der polnischen katholischen Bischöfe in Polen („Wir vergeben und bitten um Vergebung“) und auf die sogenannte Ostdenkschrift der Evangelischen Kirche in Deutschland folgten. Ich lerne daraus, dass Versöhnung nicht „von oben“ dekretiert werden, sondern nur unter aktiver Beteiligung der Betroffenen und im Einvernehmen mit ihnen geschehen kann.

Was für ein Glück, wenn Menschen und Völker mit sich und ihren Nachbarn in Frieden leben können. In der öku-

menischen Arbeitsgruppe „Versöhnung in Europa“, in der Deutsche, Polen, Weißrussen und Ukrainer zusammenarbeiten, konnte ich im vergangenen Jahr als Vertreter der evangelischen Vertriebenenorganisationen zur Versöhnungsarbeit aus dieser Perspektive berichten. Es war alles andere als eine akademische Veranstaltung. „Wir haben gerade Luftalarm. Wir können uns jetzt nicht um das Thema Versöhnung kümmern“, sagte unser Gesprächsteilnehmer, aus Kiew live zugeschaltet. Diese Worte gehen mir immer noch nach. Versöhnung bedarf nicht nur des Willens dazu, sondern auch der entsprechenden inneren und äußeren Bedingungen auf Seiten aller Beteiligten! Deshalb danke ich allen, die davor warnen, dass Wort Versöhnung formelhaft und inflationär zu verwenden, auch deshalb, weil wir in unseren Vereinen diesen wertvollen Erfahrungsschatz bewahren. Versöhnung ist kein abgeschlossener Prozess. Auch längst überwunden geglaubte Animositäten, Vorurteile, ja auch Feindschaften können plötzlich wieder aufbrechen. Umso wichtiger ist es, eine Kultur der Versöhnungsbereitschaft zu pflegen und zu bewahren. Sie wird hilfreich sein, wo heute um Versöhnung gerungen wird.

2. „Integration statt Assimilation“

„Ihr könnt das Schicksal der Menschen vor 80 Jahren nicht mit dem der heute zu uns Kommenden gleichsetzen!“, habe ich als Kritik gehört. - Das Manifest setzt nicht damaliges Schicksal mit heutigem gleich. Es legitimiert nicht illegale Einwanderung. Es verharmlost nicht Schwierigkeiten im Zusammenleben von Menschen unterschiedlicher Kulturkreise. Es will die Erfahrungen der damals Ankommenden – die guten wie die schmerzhaften – für unsere Zeit fruchtbar machen. Aber die kritischen Reaktionen machen mir deutlich, dass hier ein konfliktreiches Thema angesprochen wird.

Aus vielen Berichten weiß ich: es erschwerte das Ankommen, wenn Einheimische die Eigenart, Sprache, Konfession und Kultur ihrer neuen Mitbürger ignorierten, abwerteten oder gar verboten. Hilfreich war es, wenn Schlesier als Schlesier in ihrer Eigenart und Prägung angenommen wurden. Und wenn es Menschen gab, die an ihrem Schicksal Anteil nahmen.



Deshalb sagt das Manifest: Integration statt Assimilation. Wäre damals die Offenheit für eine Integration der Ostflüchtlinge größer gewesen, müssten wir uns heute nicht den Kopf darüber zerbrechen, schlesische Art unseren Mitbürgern zu erklären. Sie wüssten darum aus eigener Erfahrung. Wäre unser Land kulturell in mancher Hinsicht dann nicht viel reicher als es heute zu sein scheint?

Integration gibt der Vielfalt Raum. Sie ermöglicht den neu Hinzukommenden, die Würde der eigenen Identität zu wahren und sich mit ihren Erfahrungen, Kompetenzen und Möglichkeiten in unserem Land einzubringen. Und wir als aufnehmende Gesellschaft profitieren davon: kulturell, wirtschaftlich, aber auch spirituell. Ich werbe für den im Manifest genannten Integrationsansatz im Umgang mit den zu uns kommenden Menschen im Wissen darum, dass damit nicht alle Probleme gelöst sind. Vielmehr ist damit eine Aufgabe beschrieben, die uns herausfordert. In viel stärkerem Maß noch als 1945/46 erleben wir heute religiöse Gegensätze und Wertekonflikte. Die sozialen Integrationsprobleme stellen Kitas und Schulen, Dorfgemeinschaften und auch die Stadtgesellschaften vor eine Herkulesaufgabe. Sie wird uns besser gelingen, wenn wir uns unserer eigenen Identität bewusst sind und wenn wir uns dieser Aufgabe gemeinsam stellen. Wir können sie meistern, wenn es gesellschaftlicher Konsens bleibt, dass die Würde jedes (!) Menschen und unsere freiheitlich-demokratische Grundordnung unantastbar sind. Die Grenzen der Akzeptanz kultureller Vielfalt sind für mich jedoch dort überschritten, wo Menschen nicht gleich geachtet und gleichbehandelt werden. Wer nicht bereit ist, sich darauf einzulassen, dass unsere demokratischen Grundwerte unverhandelbar sind, muss mit den Konsequenzen unseres Rechtsstaats rechnen.

3. Schlesisches Vermächtnis und Zukunftsvision

Für mich ist im Abschnitt *Spirituelle Kraftquellen* nutzen ein wichtiges Vermächtnis benannt: Kirchliche Gemeinschaft, liturgische Erneuerung und die Orientierung an Gottes Wort gaben während der Zeit des Nationalsozialismus und nach dem Krieg vielen Menschen Halt und Richtung. Sie konnten dabei aus dem spirituellen Reichtum Schlesiens schöpfen und hatten Vorbilder in ihren Vorfahren, die Glaubensstreue auch gegen härteste Widerstände bewahrten.

Als christlich geprägte Vereine, die bis heute von dem starken Glaubenszeugnis ihrer Gründerinnen und Gründer profitieren, muss es für uns Bedürfnis und Verpflichtung sein, diesen Punkt stark zu machen. Es ist der Aspekt, den wir mit unserer spezifisch christlichen Ausrichtung in die Debatte um das schlesische Vermächtnis einbringen. Andere müssen anderes hinzufügen. Aber wir werden dabei nur wahrhaftig sein, wenn wir die dunklen Seiten in der schlesischen Kirchengeschichte nicht verschweigen: konfessionelle Auseinandersetzungen, religiöse Intoleranz, Versagen in

der Zeit des Nationalsozialismus, Entfremdung von Kirche und Glaube nicht erst in der Gegenwart.

Licht und Schatten in der Glaubens- und Kirchengeschichte Schlesiens - über beides haben wir zu reden und darüber Rechenschaft abzulegen. Anderes muss hinzukommen: unterschiedliche religiöse Prägungen, die gerade in Schlesien eine Heimat hatten, die jüdische Tradition, von der heute die Synagoge zum Weißen Storch in Breslau wieder ein beredtes Zeugnis ablegt. Und dann ist der Schritt heraus aus dem kirchlichen Raum zu gehen. Es gehört die starke sozialdemokratische Tradition genauso dazu, wie die reiche Kulturlandschaft, die Leistungen in Wissenschaft und Forschung, der Bergbau oder die Hüttenindustrie. Damit ist aber der Reichtum des schlesischen Erbes noch längst nicht vollständig beschrieben. Vielleicht passt deshalb das schlesische Wort „getuppelt“, das unser Mitglied Lic. Dirk Carolus Metzger in seiner Rückmeldung eingebracht hat. „Getuppelt“ bedeutet ja mehr als „gedoppelt“. Metzger findet in diesem Wort einen Ausgangspunkt, der das Verbindende und Zukunftsweisende einer schlesischen Perspektive und Identität in all den historischen, kulturellen, konfessionellen und nationalen Unterschieden und Gegensätzlichkeiten sichtbar macht.

Ich finde diesen Ansatz ausgesprochen anregend für unser weiteres Nachdenken darüber, woher wir kommen und wohin wir gehen wollen. Wir sollten dabei auch selbstkritisch das bedenken, was zu den Schattenseiten schlesischer Geschichte gehört und was in den vergangenen Jahrzehnten in unserer Erinnerungskultur womöglich ausgeblendet wurde. Der Rückblick ist wichtig für den Ausblick. - Ich hoffe, dass wir gemeinsam mit unseren Freunden und Partnern in Polen und Tschechien Schlesien als grenzüberschreitenden Identifikationsraum begreifen und gestalten. So könnten wir einen wichtigen Beitrag für das Europa des 21. Jahrhunderts leisten.

Nein, das Mainzer Manifest ist nicht überflüssig. Das zeigen die zustimmenden, wie die kritischen Reaktionen. Bleiben wir weiter im Gespräch. Ich bin überzeugt, dass wir am Ende besser wissen werden als am Anfang, woher wir als Schlesierinnen und Schlesier kommen und wohin wir gehen wollen.

So wird das schlesische Feuer weiter lodern und hoffentlich auch das Interesse der jungen Generation entfachen, damit sie ihre Scheite mit in die Feuerschale einlegt.

Martin Herche

Das Mainzer Manifest und die Reaktionen darauf finden Sie auch unter:

<https://www.evangelisches-schlesien.de/aktuelles>